

Janine Hauthal u. a. (Hg.): *Metaisierung in Literatur und anderen Medien*. Berlin, New York (de Gruyter) 2007. 380 S.

Friedrich Schlegels frühromantische Intellektualität schuf Formulierungen wie »Poesie der Poesie« oder »Poetische Poesie« für das sich selbst unendlich beobachtende Bewusstsein, aber erst die Postmoderne der 1970-er bis 1990-er Jahre rückte weltweit ein diffuses Phänomen in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, das in den verschiedensten Künsten seit vielen Jahrhunderten vorhanden gewesen war, nun aber aufgrund der schieren Quantität der Zeugnisse und Kunstwerke sowie der verstärkten Interaktion zwischen den Künsten dazu drängte, eine Konzeptualisierung und einen Namen zu erhalten. In der Kunstgeschichte hatte man sich auf Konnotationen verständigt, die der Begriff »Manierismus« auslöste, in der Literaturgeschichte hatte man sich an »romantische Ironie« gewöhnt, auf dem neueren Theater sprach man gerne von »Pirandellismo«. Um diese Verfahren auf einen Nenner zu bringen, hat es sich eingebürgert, von »Selbstbezüglichkeit« usw. zu sprechen (vgl. die Zusammenstellung bei Hauthal u. a., 1 f.). Diese Terminologie mit ihren sprachtypischen Ableitungen (»self-reference«, »autoréférencialité« usw.) hat sich international weithin durchgesetzt; und sie hat die bisher in der Theoriebildung nicht gelöste, ja nicht einmal in Angriff genommene Komplikation in Kauf genommen, dass zuallererst systematisch und hierarchisch zu klären wäre, worum es sich jeweils kategorial bei diesem »Self«, »Autón«, »Ipsum«, »Selbst« handelt. Denn als Objekt der Bewusstmachung, des »foregroundings«, kommen mindestens in Frage: der Zeichencharakter des semiotischen Systems, der artifizielle Status des Kunstwerks, die »fictio«, das spezifische künstlerische Verfahren, besonders auch dessen Optionalität (z. B. durch die Wahl zwischen tragischen und komischen Schlüssen im Drama), die aktuelle Kunstform im Sinne des Genres und seiner Gesetzmäßigkeiten, die material-medialen Voraussetzungen (Kamera, Papier), der institutionelle Rahmen (Theater, Kino), die Kommunikationssituation (intradiegetischer Autor oder Rezipient), die eigene intertextuelle Tradition bis hin zur Selbstreferenz als komplexer Systemreferenz. Bemerkbar gemacht werden diese Dinge durch Durchbrechung, Überbetonung, Explikation der Konventionen, pseudo-performative Widersprüche, durch Unverständlichkeit, Deixis, Abweichung, Überraschung, vor allem aber durch distanzierende Rahmung in den Formen der Verbalisierung, Episierung, Illusionsbrechung, der Metalepse, der potentiell unendlichen Iteration in mise en abyme oder mise en cadre und durch rekursive bzw. zirkuläre Figuren.

Die Rede von der Selbstreferenz schließt außerdem zur Markierung des Anderen, des »Normalfalls«, die notwendige Definition von »Hetero-« oder »Alloreferenz« mit ein. Kurz: Wer das Phänomen des Selbstbezugs im Ganzen diskutieren will, muss ein System anbieten, in dem auch die nicht-selbstbezügliche Kunst aller Sparten taxonomisch platziert ist. Ein solches Angebot steht inzwischen dank der zahlreichen, ineinandergreifenden einschlägigen Publikationen von Werner Wolf zur Verfügung, die stets auch die diversen Funktionen des Selbstbezugs differenzieren. Es liegt aber auf der Hand, dass auch andernorts Modelle für die ästhetische Einordnung der Selbstreferenz entwickelt werden. Der vorliegende Sammelband ging denn auch nicht aus der Grazer Schmiede Wolfs hervor, sondern aus zwei Gießener Forschungsförderungsprogrammen, für die repräsentativ der Name des Mitherausgebers Ansgar Nünning steht. Man hat für dieses Buch daher mit einigem Bedacht einen anderen Leitbegriff gewählt, der zweierlei in sich trägt: Zum einen verweist das Wortbildungsschema auf weitere,

weniger verbreitete, wenn auch triftige Entwürfe zur Beschreibung selbstbezoglicher Prozesse, namentlich der »Potenzierung« und ihres Gegenteils, der »Logarithmierung«. Diese Begriffe sind indes primär geeignet, den Anteil an ipsoreflexiven Techniken zu bezeichnen, den im Wesentlichen die Figur der Metalepse umfasst. Der gewählte Sammelbegriff »Metaisierung« hat aber zweitens den Vorteil, dass er eine heuristische Komponente weitertransportiert, die der vorwissenschaftlichen Sprachverwendung inzwischen geläufig ist, wenn für die verschiedensten Kunstwerke und -übungen, um nur ungefähr deren Ansatz zu bezeichnen (dass also ein Stück im Stück stattfindet, ein Film in Hollywood spielt oder ein Roman auf der Buchmesse), einfach von »Metatheater«, »Metafilm« oder »Metaroman« gesprochen wird.

Es erscheint als typisch für die Phase der theoretischen Konsolidierung, wenn (zunächst einmal) in Form einer gewichtigen Tagung Beiträge gesammelt werden, die sich naturgemäß in eher theoretische Artikel einerseits und sogenannte Fallstudien andererseits gliedern, anhand derer das Prinzipielle möglichst transparent gemacht wird. Entsprechend sind in dem Band die Vorlagen zu einer Gießener Tagung (2005) dokumentiert; drei Sektionen unterschiedlichen Umfangs widmen sich Theorie und Geschichte (I und II) der Metaisierung bzw. den praktischen Fällen (III). Das Buch präsentiert dabei ein bezeichnendes Kuriosum, nämlich eine gleichsam doppelte Einleitung. Da ist zum einen der von Janine Hauthal, Julijana Nadj, Ansgar Nünning und Henning Peters vorgeschaltete Text »Metaisierung in Literatur und anderen Medien: Begriffserklärung, Typologien, Funktionspotenziale und Forschungsdesiderate« (1-21), der eine minutiöse Gesamtschau der bisherigen terminologischen und explikatorischen Anläufe unternimmt und insofern deutlich über ein herkömmliches Vorwort hinausgeht. Und da ist zum andern jener Aufsatz, der die Theoriesektion eröffnet, Werner Wolfs »Metaisierung als transgenerisches und transmediales Phänomen: Ein Systematisierungsversuch metareferentieller Formen und Begriffe in Literatur und anderen Medien« (25-64). Man darf schon quantitativ eine spannende interne Konkurrenzsituation registrieren, eine Konstellation übrigens, zu der noch der nicht vertretene (Medien-)Semiotiker Winfried Nöth gerechnet werden könnte. Wolfs Beitrag bietet in Kurzform eine Phänomenologie und Taxonomie (vgl. insbesondere 36-40) sowie auf der Basis des am besten erforschten Schreibmodus, der Metafiktion, eine transgenerische Ausweitung bis hin zu einer Skizze von Forschungsperspektiven. Vier repräsentierte Schwerpunkte sind Metalyrik (Marion Gymnich und Eva Müller-Zetelmann), Metadrama (Janine Hauthal, freilich am nicht typischen Fall Sarah Kane), Metafilm und Meta-TV (Marion Gymnich) und Metanarration (Michael Scheffel). Epochenzentrierte Beiträge zur Metaliteratur nehmen sich die »Wiener Moderne« (Alice Bolterauer), die Romantik bzw. deren Ironie-Konzept und natürlich Friedrich Schlegels »Poesie der Poesie« (Oliver Kohns) sowie die Postmoderne (Katharina Rennhak) vor; hinzu kommt eine beinahe exotische Perspektive auf eine Zeit, die nicht gerade für ihre Metaisierungstendenzen berühmt ist: die »Neue Sachlichkeit«, denn Marion Tendam widmet sich den Meta-Strukturen im Übergang vom Stumm- zum Tonfilm anhand von »Alfred Zeislers Film und Curt Siodmaks Filmroman ›Der Schuß im Tonfilmatelier‹ (1930)«. Schließlich die echten Fallstudien zu einem Drehbuch in einem Drama (Carolyn Oesterle über Paula Vogel), zu »Gattungspassagen« im Bestiarium (Markus Klaus Schäffauer), zu »Formen und Funktionen von Märchenelementen in der Literatur« (Stefanie Kreuzer), zur Meta-Erinnerung bei Michael Ondaatje (Birgit Neumann), zur fiktionalen Metabiographie bei Carol Shields (Julijana Nadj), natürlich

zu Universitäts[«]romanzen« in der Postmoderne (Henning Peters) und schließlich dankenswerterweise – anknüpfend an die allgemein beobachtbare Tatsache, dass gerade die Massenmedien innerhalb von Serien gleichsam automatisch ab einem gewissen kritischen Punkt unwiderruflich selbstbezüglich werden – zu der populärsten Metaisierungsmaschine des amerikanischen Fernsehens in der Gegenwart, den *Simpsons* (Martin Butler und Arvi Sepp).

Es hat wenig Sinn, die weitgehend gewichtigen Beiträge hier einzeln auf Stimmigkeit im Detail und auf das Gesamtkonzept hin zu bewerten. Zusammenfassend lässt sich aber festhalten, dass das Spektrum von Metakünsten natürlich nicht vollständig ausgeschöpft ist (z. B. wäre die Frage legitim, ob es eine Meta-Epistolographie gibt), zumal man an die Fallstudien keinen berechtigten Anspruch auf Grundsätzlichkeit stellen kann. Da Drama, Film und Narrativik mehrfach vertreten sind, ist hervorzuheben, dass auch die oft vernachlässigte Metalyrik thematisiert wird. Es sei aber nicht verschwiegen, dass im Grunde ein weiterreichendes und anders konzipiertes Handbuch wünschenswert erscheint, welches vielleicht jetzt synthetisch erwartet werden könnte (vgl. auch die bei Wolf, 59–62, aufgeführten Desiderate): ein supramedial angelegtes Handbuch jeglicher ästhetischer Selbstreferenz, in dem die vertretenen Künste ebenso einen Platz finden wie die typischen Gattungen, die Denkfiguren, die Protagonisten, die wechselseitigen Abhängigkeiten usw. Diese Notwendigkeit wird man soweit verspürt haben, dass der komplexe Untertitel zustandekam, der genau diese ergänzenden Gesichtspunkte auch hervorhebt: »Theoretische Grundlagen – Historische Perspektiven« sowie »Metagattungen – Funktionen«. Es wäre nämlich leicht, weitere ästhetische Verfahrensweisen und Gattungen ergänzend zu diskutieren: die Oper, das Ballett, den Tanz an sich, vor allem Instrumentalmusik, Fotografie, Plastik, Architektur, Landschaftskunst, Comics, Werbung, Computerspiel, Videokunst und vieles andere, auch Zeichen- und Sprachsysteme an sich, natürliche Strukturen (Rekursivitäten, re-entries, Mikro-/Makrorelationen), das Spiel, die Mathematik, die Logik, Wissenschaften wie Philosophie, Sozialwissenschaft, und natürlich auch Literaturwissenschaft und Ästhetik selbst, deren Texte zunehmend damit zu tun haben, einen permanenten immunisierenden selbstreferenten Subtext zu kreieren. Solche Lücken werden zwischenzeitlich andernorts Stück für Stück geschlossen, ein Grund mehr für eine umfassende Publikation, die all dies verwertbar und gültig anordnet. Immerhin erzeugt der Band durch ein Personenregister eine Integrationswirkung; insbesondere wird man hinweisen dürfen auf die den einzelnen Beiträgen angehängten Spezialbibliographien, die in ihrer Summe den Forschungsstand dokumentieren. Und schließlich wäre noch – jenseits von Beschreibungen, Analysen, Erklärungen und Taxonomien – in der Zukunft der Frage nachzugehen, worin der ästhetische Vorteil bzw. der Reiz, das Vergnügen, der Lustgewinn jeglicher Metaisierung begründet ist, sowie der, ob Metaisierung als offensiver schöpferischer Impuls zu verstehen ist, der sich in der Reflexion verfängt und so zu einem defensiven Zwang werden muss. Diese immense ästhetische Debatte samt den Versuchen, den Fallen der Selbstbeobachtung zu entgehen, führt zweifellos zirkulär zurück zu Friedrich Schlegel, der dekretierte, die »Poesie soll ins Unendliche thesirt d. h. potenzirt werden«, es also eher bei dem moralischen Imperativ »soll« beließ, statt ein geschichtsphilosophisches »muss« zu setzen.

*Achim Hölter*